



Treuhänder statt Torhüter

Jährlich wollen in der Schweiz 15 000 Buben Fussballprofis werden.
Zehn bis fünfzehn schaffen es. Was ist mit denen, die knapp scheitern?

Von Boris Gygax
Bilder Janosch Abel

Irgendwann kommt bei den meisten Fussballern der Tag, an dem Trainieren nur noch Pflicht ist. Vorbei ist die kindliche Lust am Kicken, die man als Teenager am Garagentor ausgelebt hat. Bei den meisten Hobbyfussballern kommt dieser Tag bereits in sehr jungen Jahren. Und das ist wohl auch der Grund, warum sie nie Profis werden. «Wenn ein Spieler das Gefühl hat, für das Training Opfer erbringen zu müssen, dann ist er für mich schon gescheitert», sagt der Nachwuchschef des FC Zürich, Heinz Russheim.

Ich scheiterte demnach, als ich fünfzehn war, ich spielte in der Regionalauswahl. Mein Trainingseffort passte sich allmählich meinem Talent an, es war mässig. Ich merkte deutlich, dass meine Mitspieler besser waren als ich. Das tat weh. Obwohl ich den Traum, Fussballprofi zu werden, gar nicht besonders hartnäckig verfolgte. Trotzdem empfand ich zu diesem Zeitpunkt eine grosse Enttäuschung. Doch je öfter ich trainierte und zu besseren Leistungen angespornt wurde, desto mehr verlor ich den Spass am Fussballspielen, die Lust am Ball. Das ist die Phase, in der jeder Hobbykicker eine Ahnung davon empfindet, was es bedeutet, ein Profi zu sein.

Die grosse Leere

Massimo Ceccaroni hat in seiner Karriere einige solcher Momente erlebt. Der ehemalige Rechtsverteidiger des FC Basel ist heute Nachwuchschef bei seinem Stammklub. Mit ungeheurem Willen hat er damals seine eigenen Zweifel beseitigt. Ceccaroni beschreibt sich selber als Willensfussballer, Talent sei nie seine Stärke gewesen. Er verkörperte in seinen Spielen für den FCB die Eigenschaft, die heute den Nachwuchsspielern öfters fehlt: «Viele Gescheiterte suchten in ihrer Karriere eine Kombination zwischen professionellem Fussball und Vergnügen. Doch der Leistungssport erlaubt das nicht mehr. Er verlangt die totale Fokussierung auf den Fussball.» Ceccaroni spricht von drei Bereichen, die ein Spieler trainieren kann: den technisch/taktischen, den athletischen und den mentalen, Letzterer «umhülle» die anderen. Der FC Basel erwarte mentale Stärke von seinen Spielern – wenn sie einmal nicht zum Einsatz kommen, aber auch wenn der Traum vom Profifussballer platzt. «Das hat auch mit Professionalität zu tun.» Um Träume nicht unnötig gross werden zu lassen, spricht der FCB halbjährlich mit seinen Spielern. Ehrliche Kommunikation von Trainern und Klubverantwortlichen sei wichtig, so Ceccaroni. «Wir zeigen knallhart auf, was die Fakten sind. Man darf mir glauben, das sind nicht immer tolle Gespräche. Da verlassen die Spieler den Saal oft mit Tränen in den Augen. Wir haben dann zwar ihren Traum zerstört, aber es ist unsere Pflicht, ehrlich und transparent zu kommunizieren.» Jeder dritte Bub in der Schweiz spielt in einem Verein Fussball. Jeder Jahrgang bringt rund 15 000 neue Spieler. Aus ihnen sollen drei A-Nationalspieler und zehn bis fünfzehn Profifussballer hervorgehen. Dies ist das Ziel des Schweizerischen Fussballverbandes (SFV), sagt Peter Knäbel, ehemaliger Sportdirektor des SFV und nun Direktor Profifussball beim Hamburger SV. Zwei von hundert Spielern, also rund 300 von den 15 000, schaffen es in eine U-21 der Super-League-Klubs. Doch auch sie scheitern fast alle. Den letzten Sprung, vom Nachwuchs in die erste Mann-

schaft, den schaffen nur die wenigsten. Etwa ein bis zwei Spieler pro 30-Mann-Kader, schätzt Knäbel. Auch Ceccaroni und Russheim teilen diesen Erfahrungswert. Der Chef der FCZ-Academy zählt 24 Spieler in den letzten zehn Jahren, die es zum Profi gebracht haben.

Es sei ein Problem der Nachwuchsabteilungen, dass der Sprung von der einen U-Mannschaft zur nächsten praktisch selbstverständlich sei, sagt Ceccaroni. Der Traum vom Fussballprofi werde mit jedem scheinbar einfachen Aufstieg noch konkreter. «Doch die Jungtalente werden oftmals nicht damit konfrontiert, dass bei der letzten und höchsten Hürde etwas anderes auf sie wartet. Ich denke, da muss man sie heute noch besser darauf vorbereiten.» Junge Spieler zu überreizen und zu überlasten und sie dabei nicht zu begleiten, das sei etwas vom Schlimmsten, sagt Ceccaroni. «Es gibt einige Beispiele, die mir zeigen, dass man da auch Fehler gemacht hat und es in diesem Bereich noch Steigerungspotenzial gibt.» Nach der Enttäuschung über den gescheiterten Traum erwartet viele Fussballer die grosse Leere. Zwar setzen viele Klubs auf das duale Ausbildungssystem, also eine obligatorische Zweitausbildung neben dem Fussball. «Aber wir können nicht verhindern, dass gewisse Spieler die Schule oder Ausbildung abbrechen, wenn auch die Eltern dahinterstehen. Trotz unserem Veto», sagt Ceccaroni. Auch beim FCZ gibt es Spieler, die ihr zweites Standbein vernachlässigen oder sogar ganz aufgeben wollen, sagt Heinz Russheim vom FC Zürich. Gescheiterte Fussballerkarrieren sind wichtig für das ganze System der Nachwuchsförderung. Es brauche Teamplayer im Training, damit sich in einer Mannschaft die Topspieler entwickeln können. «Darum haben die 29 anderen Spieler im Kader, die es nicht schaffen, auch ihren Anteil am Erfolg eines einzigen Profis», sagt Russheim. Für den einen oder anderen wird diese Erkenntnis wenig tröstlich sein. Sind es doch die ehemaligen Teamgefährten, die heute die Aushängeschilder des grössten Breitensports der Schweiz sind, letzten Sommer mit der Nationalmannschaft an der WM in Brasilien spielten oder mit ihrem Klub in der Champions oder Europa League.

Diego Würmli, Damir Džombić, Lior Etter und Samuel Haas haben den Traum vom Profifussballer lange mit den heutigen Aushängeschildern verfolgt, sind dafür bis an ihre Grenzen gegangen. Die vier ehemaligen Nachwuchsspieler grosser Schweizer Klubs erzählen aus ihrer heutigen Sicht von ihren Karrieren, vom Scheitern und vom Wiederaufstehen.

DIEGO WÜRMLI

Nationaltorhüter in der zweiten Reihe

Bei einem Zusammenzug der U-15-Nationalmannschaft erzählte uns der Trainerstab, was das Ziel in zwei Jahren sein würde: Wir wollen an die Europameisterschaft und den Titel holen. Damals nahmen wir das ungläubig zur Kenntnis. Die Qualifikation und das Turnier waren noch so weit weg. Einer von uns, das sei ein Erfahrungswert, werde es zudem in das Kader der A-Nationalmannschaft schaffen, sagte man uns. Wir konnten ja damals nicht ahnen, dass es mit Philippe Senderos, Tranquillo Barnetta und Reto Ziegler gleich drei Spieler bis ganz nach oben schaffen würden. —>

Diego Würmli (Bild links), einst Nachwuchsgoalie beim FC Basel, jetzt Immobilienbewirtschafter:
«Es fühlte sich an, wie abgeschoben zu werden. Also weigerte ich mich.»

Doch die Vision vom EM-Titel wurde Stück für Stück zur Wirklichkeit. 2002 waren wir super in Form. Wir qualifizierten uns. Das ganze Turnier in Dänemark war sehr aufregend. Wir wohnten in einem Hotel, konnten das erste Mal die Vorzüge des professionellen Fussballs geniessen. Wir hatten zudem noch einen Mentaltrainer, dessen Sinn und Zweck wir am Anfang, ehrlich gesagt, nicht verstanden. Ich meine, wir waren sechzehn Jahre, pubertäre Teenager halt. Aber gerade für das Teambuilding war diese Arbeit sehr wertvoll. Nicht zuletzt darum bewiesen wir im Finale gegen Frankreich Nervenstärke. Wir gewannen 4:2 nach Elfmeterschiessen und holten tatsächlich den Titel. Das war sicher mein Karrierhöhepunkt, unvergesslich. Dies, obwohl ich zweiter Goalie war hinter Swen König, der heute Goalietrainer beim FC Aarau ist. Angefangen habe ich beim SV Höngg. Mein Aufstieg war sehr konstant: Mit zehn Jahren kam ich zu den Grasshoppers, mit vierzehn zum FC Zürich, mit achtzehn zum FC Basel in den Nachwuchs. Den Traum vom Profifussballer hatte ich schon extrem früh und verfolgte ihn sehr fokussiert. Wenn du mit zehn Jahren zu GC wechselst, kennst du nichts anderes. Ich spielte gefühlte hundert Partien im Jahr, trainierte mehrmals die Woche. Und in der Freizeit kickte ich noch mit Freunden. Fussball war mein Leben. Nebenbei schloss ich die Lehre als eidgenössischer diplomierter Berufssportler ab.

Ich war immer Torhüter, spielte aber bis vierzehn auch als Feldspieler. Im Probetraining der U-15-Nationalmannschaft wurde ich als einer von vier Torhütern ausgewählt – von insgesamt zwanzig Goalies. Der Aufstieg verlief problemlos, bis ich etwa neunzehn war. Ich erhielt nach dem Wechsel zum FCB einen Profivertrag. Ich verdiente dadurch nicht das grosse Geld. Überhaupt nicht. Ein bisschen mehr als meine Kollegen in meinem Alter, die eine Lehre oder so absolvierten.

Dann aber schaffte ich den Cut in das WM-Kader der U-20-Nationalmannschaft nicht. Das heisst, ich wurde nicht als einer der drei Torhüter nominiert. Ich war enttäuscht, dachte für mich, dass ich von den Leistungen her eigentlich dabei sein sollte. Ich war ja dadurch nicht schlechter geworden. Auch in der U-21 des FC Basel lief es mir plötzlich nicht mehr nach Wunsch. Es ist normal, dass in einer Nachwuchsmannschaft regelmässig gewechselt wird, auch auf der Torhüterposition. Es ist ja das Ziel der U-21, Fussballer auszubilden, da werden schon mal Sachen ausprobiert. Aber irgendwann merkte ich, dass ich nicht mehr die klare Nummer eins war. Ich musste meinen Platz mit jüngeren Torhütern teilen. Einer von ihnen war der ehemalige FCB-Torhüter Yann Sommer. Die U-21 machte mir so keinen Spass mehr. Mein Steckenpferd, die Einsätze im Klub und dadurch auch die Bestätigung – das alles war irgendwie weg.

Um Spielpraxis zu sammeln, wurde ich dann in die Challenge League ausgeliehen. Zuerst zum FC Wil, danach zu Concordia Basel. Ich lernte zwei Welten kennen. Im Nachwuchs bist du auf dich allein gestellt. Dein Ziel ist es, einen Profivertrag zu erhalten. Klar spielst du da mit anderen zusammen, es gibt auch Freundschaften. Man versteht sich eigentlich auch meistens gut untereinander. Aber am Schluss bist du auf dich allein gestellt, ein Einzelkämpfer. In der Challenge League hingegen

steht das sportliche Ziel des Vereins über allem: aufsteigen oder den Abstieg verhindern. Da zieht jeder am gleichen Strick. Das gefiel mir. Dafür war auch der Ton härter, es geht in den Ernstkämpfen um mehr als im Nachwuchs.

Wieder zurück im Nachwuchs beim FCB, sollte ich im letzten Jahr meines Profivertrags ein drittes Mal ausgeliehen werden. Da war meine Geduld am Ende. Es stellte sich für mich die Sinnfrage, ob ich weiterhin so viel Energie in diesen Traum investieren sollte. Ich habe stets alles gegeben, in den Trainings, in den Ernstkämpfen. Aber für mich persönlich machte es keinen Sinn mehr, ein weiteres Mal ausgeliehen zu werden. Ich war bereit für die Super League. Es fühlte sich an, wie abgeschoben zu werden. Also weigerte ich mich. Ich habe den Verantwortlichen klargemacht, dass ich mich nicht noch einmal hin- und hertransferieren lassen will. Einige Wochen später war ich per sofort bis Vertragsende freigestellt.

Heute bin ich fachausgewiesener Immobilienbewirtschafter und -bewerter. Demnächst beginne ich die Ausbildung zum Immobilienreuhänder.

DAMIR DŽOMBIĆ

Der Getriebene

Ich wollte um jeden Preis Fussballprofi werden. Dieser Wunsch trieb mich vor drei Jahren bis in den Iran. Ich war damals fünf- und zwanzig, die Hoffnung auf ein Jahressalär von 200 000 Dollar liess mich in ein Flugzeug steigen. Warum nicht? Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt in der Schweiz auf jede Weise versucht, den Durchbruch zu schaffen – und war gescheitert. Warum nicht zwei, drei Jahre im Iran spielen, um dann in die Schweiz zurückzukehren? Heute weiss ich, wie naiv das war. Ich vertraute den falschen Menschen, dem falschen Spielerberater. Ich habe mir nichts sehnlicher gewünscht, als für die jahrelangen körperlichen Strapazen etwas zurückzubekommen, endlich meinen Traum vom Fussballprofi zu leben. Bald nach der Landung in Teheran brach die Wirklichkeit ein. Vom Flughafen wurde ich direkt in das beste Hotel der Stadt gefahren. Aber dann folgte der erste Dämpfer.

Die Infrastruktur beim Fussballklub Persepolis Teheran war nicht mit derjenigen in der Schweiz oder allgemein in Europa vergleichbar. Die Trainingsplätze waren erbärmlich. Nach einer Woche Training in Teheran stellte sich dann heraus: Der 200 000-Dollar-Vertrag war ein Köder. Sie boten mir nicht einmal ein Drittel davon. Ich flog zurück. Zum ersten Mal zweifelte ich an mir. Doch diese Zweifel verdrängte mein Wille gleich wieder. Drei Wochen später erlag ich der Versuchung nochmals. Dieses Mal war es ein Angebot aus Marokko, von Maghreb Fez. Es war nicht so lukrativ wie das aus Teheran, aber immer noch ordentlich. Über Bekannte und Kontakte meines Spielerberaters kam ich dazu. So flog ich nach Casablanca. Den Flug zahlte ich selber. Dort kam die Ernüchterung schon etwas früher. Niemand wusste, dass ich überhaupt anreisen würde. Ich wartete elf Stunden am Flughafen, bis mich jemand mit dem Auto abholte. Auch dort korrigierte dann der Klub das Angebot weit nach unten. Das war der Tiefpunkt: Ich hatte nicht mehr die nötige Fitness, mein Oberschenkel war durch einen schlecht verheilten Muskelriss immer noch lädiert.

Heute denke ich: Vielleicht brauchte ich diesen Tiefpunkt, um den Traum vom Profifussballer aufgeben zu können.

Dieser Tiefpunkt hatte eine lange Vorgeschichte. Zwei Jahre zuvor spielte ich noch in der Super League beim FC Basel und FC Vaduz. Zu meinen besten Zeiten war ich knapp eine halbe Million Franken wert. Dabei war meine Karriere zu Beginn sehr aussichtsreich. Beim FC Wangen bei Olten konnte ich so schon früh in der ersten Mannschaft trainieren. Nach einigen Spielen in der ersten Liga sagte man mir, es wäre für meine Karriere besser, wenn ich in die U-Mannschaft eines grossen Klubs wechseln würde. Mit siebzehn standen mir alle Türen offen: FC Aarau, BSC Young Boys, FC Basel. Marcel Hottiger, Juniorensportchef des FCB, holte mich 2005 als Stürmer in die U-18 zum früheren Nationalspieler und Ex-Sportchef des FC Luzern Heinz Hermann. Ich wurde vom Stürmer zum Verteidiger umgeschult. Dies brachte für mich den Durchbruch. Später wechselte ich mit meinem damaligen Trainer in den Nachwuchs des FC Basel. Unter anderem mit dem jetzigen Nati-Captain Gökhan Inler. Wir trainierten regelmässig in der ersten Mannschaft.

Dann kam mein grosser Moment: In der Saison 2004/2005 brauchte der damalige FCB-Trainer Christian Gross einen Innenverteidiger. Ich spielte meine erste Partie in der Super League. In der Mannschaft waren Spieler wie Murat Yakin, Matias Delgado, Ivan Ergić oder Mladen Petrić. Ich bestand den Test, ging mit ins Trainingslager der ersten Mannschaft nach St. Moritz. 2005 unterschrieb ich den ersten Profivertrag. Ich spürte, dass ich noch grosses Potenzial hatte. Nach den Degen-

Zwillingen war ich ziemlich der Erste aus dem Nachwuchs, den Gross in die erste Mannschaft holte.

Ich erlebte die Qualifikation für die Champions League gegen Werder Bremen auf der Bank. Kam aber immer wieder zu Einsätzen in der Super League. Die Feedbacks waren von allen Seiten sehr positiv. Doch irgendwie wollte das mit dem Stammspieler nicht so recht klappen.

Ich weiss nicht genau, warum es nicht reichte. Ich zählte da wohl mit achtzehn noch nicht zu den grossen Talenten, war wahrscheinlich einfach noch zu jung. Zudem drängten mich meine Eltern damals, meine Lehre als Sanitärmeister abzuschliessen, damit ich ein zweites Standbein habe. Um mehr Spielpraxis zu sammeln, wurde ich an den FC Wil ausgeliehen. Nach einer Saison kam ich stärker denn je zurück. Ich hatte neuen Mut gefasst, war ehrgeizig. Ich wollte es allen zeigen. Als ich nach einem Jahr beim FCB 2006 kurz davor stand, den Durchbruch zu schaffen, kam der Kreuzbandriss im Training – zum dümmsten Zeitpunkt. Dies bedeutete für mich: neun Monate weg vom Fenster. Und alles, was ich mir bis dahin aufgebaut habe, war kaputt.

Diese Verletzung war der Start einer Gefühlsachterbahn: Nach sieben Monaten kam ich zurück, kämpfte mich wieder heran. Ich habe es wieder auf die Bank der ersten Mannschaft geschafft. Ein Muskelfaserriss warf mich nochmals zurück. Wieder Aufbautraining, sich quälen, kämpfen. Bald darauf konnte ich aber zum FC Vaduz wechseln, mein Trainer hiess wieder Heinz Hermann. Ich war fester Bestandteil des Teams, wir stiegen in die Super League auf. Beim FC Vaduz konnte ich endlich fast eine ganze Saison durchspielen. Dann passierte es im April 2009, im Letzigrund gegen die Grasshoppers. In der sechzigsten Minute riss mein kompletter Oberschenkelmuskel, elf Zentimeter. Eine seltene Verletzung. Die Ärzte sagten: über ein Jahr out. Und wieder war ich am Boden.

Die frühere Entscheidung, nur Einjahresverträge abzuschliessen, damit ich bei einem Karriereaufschwung leichter wechseln könnte, wurde mir zum Verhängnis: Mein Vertrag lief aus, ich war über fünf Monate auf Vereinssuche, eine Odyssee begann. Dazu Aufbautraining, allein trainieren, Schmerzen. Keiner wollte mich, ich war ja nicht ganz fit. Kein Alltag, keine Bestätigung im Beruf. Ich verzweifelte langsam, bekam psychische Probleme. Und dann kam der 31. Januar 2010. An diesem Tag um 12:00 Uhr endete, wie jedes Jahr, das internationale Transferfenster nach der Winterpause: Ab dann dürfen die Fussballvereine für die laufende Saison Spieler weder kaufen noch verkaufen. Ich war in einem Kraftraum in Zürich, hatte keinen Empfang. Was ich nicht wusste: Mein Agent hatte mir einen Vertrag bei Fortuna Düsseldorf an Land gezogen, damals wie heute ein Klub der zweiten Bundesliga. Es lag ein fixfertiger Vertrag vor, nur meine Unterschrift fehlte. Erst in der Garderobe sah ich, dass mich mein Spielerberater etwa dreissigmal angerufen hatte. Ich rief zurück, doch der Zug war abgefahren. Ich war zwanzig Minuten zu spät. Wieder war ich am Boden zerstört. Vielleicht war es fatal, dass ich diese Luft des Profifussballs überhaupt einmal geschnuppert habe. Ich wollte dahin zurück, um jeden Preis. Heute arbeite ich Teilzeit als Allrounder und Logistiker und bin auf Vereinssuche.



LIOR BELA ETTER

Der alternative Queraussteiger

Mit der U-18 des FC Luzern verlor ich 2008 den Cupfinal gegen den FC Basel mit 2:1. Es war weniger die Niederlage, die mich kümmerte. Es war vielmehr ein Spieler: klein, pfeilschnell, harter Schuss. Und dann diese Waden. Wahnsinn. Meine Brüder und ich haben uns nach dem Spiel gefragt: Wer ist dieser Spieler? Es war Xherdan Shaqiri.

Nein, im Ernst jetzt: Das Spiel an sich war mir immer wichtiger als der Sieg. Gewinnen, nur um des Sieges willen, das ist mir zu wenig. Der Sieg muss mit einem Wert verbunden sein, der Sport soll im Mittelpunkt stehen: schöne Pässe, faire Tacklings, exakte Laufwege, sich mit der Mannschaft zerreißen, Spass haben, kämpfen und schwitzen. Das macht den Fussball doch aus. Was bringt mir der Sieg, wenn das Erlebnis, die neunzig Minuten vor dem Schlusspfiff keinen Spass machen?

Ich und meine zwei Brüder waren gegenüber dem Leistungssport Fussball immer sehr kritisch eingestellt. Wir sind im luzernischen Seetal aufgewachsen. Ich wurde in einem 300 Jahre alten Bauernhaus geboren. Wir kickten zusammen, seit ich denken kann, bauten sogar die Laube aus, damit wir auch im Winter Fussball spielen konnten. Wir drei begannen alle unsere Laufbahnen beim FC Hochdorf. Mit zwölf folgte ich meinen beiden Brüdern zum SC Kriens. Sie waren ebenfalls talentiert. Mit siebzehn ging ich dann zum FC Luzern.

Es war keine bewusste Entscheidung von mir, professionell Fussball zu spielen. Ich rutschte da so hinein. Ich war neugierig. Die Challenge, wie weit ich es wohl bringen werde, die trieb mich an. In der U-17-Nationalmannschaft wurde mir dann zum ersten Mal bewusst, dass ich meinen Traum wohl auch verwirklichen könnte. Ich spielte unter anderem mit den heutigen Profis Marco Schönbächler (FC Zürich), Alain Wiss (FC Luzern), Roman Bürki (FC Freiburg).

Gleichzeitig begann ich mich auch zu fragen: Will ich das überhaupt? Das bedeutet, dass ich noch mehr Fussball spielen muss. Es war längst nicht mehr das befreite Kicken mit meinen Brüdern. In dieser Zeit wurde mir bewusst, dass ich als Fussballer wahrscheinlich nicht glücklich werde, da mir diese Welt des professionellen Fussballs nicht gefällt. Nach einem Jahr im Nachwuchs des FC Luzern wurde bei meinem Bruder Krebs diagnostiziert. Das verschob schlagartig meine Prioritäten. Der Fussball wurde irgendwie zur Nebensache. Zweifel, die ich eigentlich schon immer hatte, wurden stärker. Am Fussballbusiness, am Leistungssport an sich. Eine Welt, in der Blut- und Fitnesswerte sowie Statistiken wichtig sind. Wo lebst du denn?, fragte ich mich. Es ist eine verrückte Welt. Du kannst der netteste Typ sein, loyal, ein Teamplayer. Aber schliesslich kommt es nur auf deine Leistung an, auf Tore und Assists. In einer Mannschaft kannst du dir nur auf diese Weise Respekt verschaffen. Diese Leistung täglich erbringen zu müssen, das wurde mir schnell zu viel und zu eintönig. Ich glaube, in diesem Moment ist irgendwie auch mein Traum geplatzt, den Fussball zu meinem Beruf zu machen.

Ich spürte auch, dass ich als junger Mittelfeldspieler den Stammplatz nicht auf dem Silbertablett erhalten würde. Ich wusste, dass ich kämpfen musste. Um jeden Teileinsatz. Es



wurde mir schnell klar, dass ich dafür nicht den nötigen Fokus hatte. Heute könnte man mir wohl vorwerfen, nicht den nötigen Biss gehabt zu haben oder trainingsfaul gewesen zu sein.

Ich möchte aber nicht das Fussballbusiness anklagen, schon gar nicht den Spitzensport im Allgemeinen. Es kann etwas Grossartiges sein, für diesen Traum alles zu geben. Und viele fühlen sich dabei wohl. Mir gab der Fussball aber zu wenig. Ich habe gemerkt, dass ich diese Welt, das Fussballbusiness, nicht nach meinen Bedürfnissen verändern kann.

Auch sonst hast du als Fussballprofi kaum Gestaltungsmöglichkeiten. Kreativ sein, etwas verändern, etwas Gehaltvolles. Das fehlte mir. Das kann ich heute ausleben. Mit meinem Bruder habe ich die NGO «Wasser für Wasser» gegründet. Wir finanzieren Wasser- und Ausbildungsprojekte in Sambia und setzen uns so für das Menschenrecht auf Zugang zu Wasser und sanitärer Grundversorgung ein. Was ich früher nach einem gewonnenen Spiel als Sieges- und Einsatzprämie kassiert habe, zahle ich mir heute als Monatslohn aus.

Sportlich lief es mir eigentlich immer relativ gut. Ich kam mit achtzehn zu drei Einsätzen hintereinander in der ersten Mannschaft beim FC Luzern. Die Leistungen stimmten. Kurz danach wurde mir ein Profivertrag angeboten. Doch ich brauchte Bedenkzeit, wollte zurück in die U-21, in den Nachwuchs. Diesen Entscheidung konnte der Klub nicht nachvollziehen. Aber

Lior Bela Etter (links) spielte für den FC Luzern, heute führt er eine NGO: «Mir wurde bewusst, dass ich als Fussballer nicht glücklich werde.» Samuel Haas (diese Seite), früher bei GC, heute Vermögensberater: «Sportlich lief es nicht für mich, dann kamen Verletzungen dazu.»

ich war mir damals noch nicht sicher, ob mich dieser Weg weiterbringt.

Den Entscheid zu fällen, mit dem Profifussball aufzuhören, war für mich nicht schwierig. Ich wollte mein Leben anders ausrichten. Ihn aber umzusetzen, das war schon hart. Anfangs wussten nur meine Familie und der Sportchef Bescheid. Im Abschlusstraining vor meinem letzten Match merkte ich, dass ich wohl nicht in der Startelf stehen werde. Ich ging nach dem Training zu Rolf Fringer, damals Trainer und heute Sportchef des FC Luzern, und fragte ihn, ob er mich von Anfang bringen werde. Vielleicht einen Teileinsatz, meinte er. Da sagte ich: Herr Fringer, morgen, gegen GC, das wird meine letzte Partie sein. Ich höre auf. Ich werde nie mehr Fussball spielen. Wenn ich nicht von Anfang an auflaufen kann, komme ich nicht mit nach Zürich. Ich spielte mein letztes Spiel in der Super League am 16. Mai 2010 als rechter Verteidiger gegen die Grasshoppers. Ich war emotional völlig durch den Wind. Wenn ich mich so erinnere, dann spielte ich wohl gar nicht so gut. Aber meine letzten neunzig Minuten genoss ich in vollen Zügen, war vollkommen glücklich und gelöst.

SAMUEL HAAS

Der Klischee-Fussballer, der keiner geworden ist

Ich träumte schon als kleiner Junge in Grasshoppers-Bettwäsche, einmal Profifussballer zu werden. Wie ein Traum fühlte es sich dann auch an, als ich in die U-14 der Grasshoppers geholt wurde. Zuvor spielte ich bei meinem Stammverein FC Bassersdorf und dem FC Winterthur. Nach dem Wechsel zu GC wurde ich auch gleich Captain der Regionalauswahl. So ging das Schritt für Schritt durch die U-Mannschaften bei GC: U-14, U-16, U-18, U-21. Ich wurde mehrmals Schweizer Meister und Cupsieger, meistens gegen Basel.

Ein weiterer Karriereschritt war dann die Rekrutierung in die U-16-Nationalmannschaft. Dieser Schritt war in zweierlei Hinsicht wichtig: Erstens merkte ich da, dass der Kindertraum Stück für Stück realistischer wird. Zweitens lernte ich da Ivan Rakitić kennen, der heute beim FC Barcelona in der spanischen Primera División spielt. Zusammen haben wir alle U-Nationalmannschaften bis und mit der U-20 durchlaufen.

Mit siebzehn Jahren war ich vorerst am Ziel meiner Träume: Mein erster Profivertrag bei GC war ein Meilenstein. Mit einer fünfköpfigen Delegation gingen wir auf die GC-Geschäftsstelle, um den Vertrag zu unterzeichnen: Familie, Spielerberater und ich. Ich verpflichtete mich für dreieinhalb Jahre. Der Spielerberater ist eine sehr wichtige Person in der Karriere eines Fussballers. Meiner hatte gute Beziehungen zum damaligen GC-Sportchef Karl-Heinz Riedle. Nur das allein bringt einen nicht weiter, aber es hilft. Und du überlässt ihm sämtliche Geldfragen, er handelt die Vertragsbedingungen aus.

Ich war scheinbar am Ende meiner Träume, auf einem totalen Höhenflug. Heute würde ich sagen, dass ich etwas den Boden unter den Füßen verlor. Dank meinem Spielerberater verdiente ich gut. Und das habe ich durchaus genossen. Ganz klischeegetreu gab ich es für Autos, Ausgang, Kleider, Schmuck aus. Mein Vater warnte damals, ich solle doch sparen und an später denken. Papa, habe ich ihm gesagt, ich verdiene bis zu einem fünfstelligen Betrag pro Monat und habe noch mehrere Zehntausend Franken auf dem Konto, wo ist das Problem?

Doch die U-21 war ja nicht mein Ziel. Ich wollte ins Profikader. Sportlich lief es zunächst auch wie am Schnürchen. Wie nach eigentlich jedem Mannschaftswechsel habe ich mich schnell im neuen Team zurechtgefunden. Wenig später trainierte ich fast immer mit der ersten Mannschaft. Ich war körperlich topfit. Es war für mich nur eine Frage der Zeit, bis auch ich in das Profiteam vorstossen würde.

Doch je länger ich auf meinen ersten Einsatz in der Super League warten musste, desto ungeduldiger wurde ich. Im Training unter der Woche zeigte ich immer vollen Einsatz. Am Freitag hiess es jeweils: Samuel, du spielst in der U-21. Ich bin scheinbar stehen geblieben, kam da nicht mehr vom Fleck. Wenn ich nur mal auf der Bank hätte Platz nehmen können, wäre das schon eine Motivation gewesen. Dies hätte sich auch finanziell ausgezahlt. Doch ich war zunehmend frustriert. Dieses Spielchen – trainieren in der ersten Mannschaft, aber im Nachwuchs die Ernstkämpfe bestreiten –, das hatte ich satt. Ich wollte es allen zeigen. Anstatt geduldig auf meine Chance zu warten, fing ich an, auf meine Art zu rebellieren. Im Training nahm ich keine Rücksicht mehr auf die Konkurrenten, fing an,

härter auf den Mann zu spielen. Ich ging in die Zweikämpfe wie in einem Wettkampf und nahm auch keine Rücksicht auf Teamkameraden.

Dann gab es verschiedene Veränderungen beim Klub. Ich glaube, all die Umstände zusammen haben mich schliesslich meine Karriere gekostet. Es gab einen Trainerwechsel. Hanspeter Latour wechselte zum 1. FC Köln in die Bundesliga, Krasimir Balakov, der seine goldene Zeit beim VfB Stuttgart hatte, wurde bei GC neuer Trainer. Die Karten werden bei einem Trainerwechsel immer neu gemischt. Jeder Trainer hat seine Vorlieben und ein anderes Verständnis von Fussball. Balakov gab mir bald relativ deutlich zu verstehen, dass ich ihm als Innenverteidiger einfach zehn Zentimeter zu klein bin. Ich bin 1,82 gross. Naja, das hat mir in meiner Entwicklung auch nicht grade weitergeholfen. Dazu gab es Änderungen in der Trainingsstruktur. Wir trainierten in der U-21 plötzlich dreimal täglich: um 6.00 Uhr im Krafraum, um 10.00 Uhr und um 16.00 Uhr auf dem Platz. Die Einheiten, die neben dem Training mit der ersten Mannschaft anfielen, musste ich ausserdem absolvieren. Das alles hat meinem Körper nicht gutgetan. Es war eine Überbelastung. Meine Schwachstelle ist der Oberschenkel. Sportlich lief es mir nicht, dann kamen Verletzungen dazu. Doch mein Wille war ungebrochen. Ich war überzeugt: Wenn ich gesund bin, dann schaffe ich es zum Fussballprofi. Mein Vertrag bei GC lief noch, aber ich wollte unbedingt den nächsten Schritt machen, egal wo. Ich brauchte nur einen

Klub, einen Trainer, der auf mich baut. Mein Berater suchte einen neuen Verein für mich. So ging ich – noch nicht ganz fit – nach Nizza in die französische Ligue 1. Und dort spielte man das gleiche Spielchen mit mir. Ich wurde in die zweite Mannschaft abgeschoben, man versprach mir aber Einsätze im Profikader. Dazu kamen ständig Verletzungen. Relativ schnell musste ich einsehen, dass das so keinen Sinn machte.

Ich kam zurück in die Schweiz, hielt mich beim FC Gossau fit. Ich hatte den Glauben an mich und meine Karriere noch immer nicht aufgegeben. Mein Onkel verschaffte mir dann ein Probetraining bei VVV-Venlo, einem holländischen Klub, damals noch in der obersten Liga, der Eredivisie. Bei einem Testspiel schoss ich ein Tor, verletzte mich aber in der gleichen Partie. Wieder ein Muskelfaserriss im Oberschenkel. Der Klub verzichtete daraufhin auf eine Verpflichtung. Wenig später kehrte ich in die Schweiz zurück. Ich musste einsehen, dass es wohl nichts mehr aus meinem Traum wird, Fussballprofi zu werden. Dank einer Lehre im Treuhandbüro, die ich noch vor meiner Karriere abgeschlossen hatte, und einer weiteren Ausbildung arbeite ich jetzt als Vermögensberater für Spitzensportler.

BORIS GYGAX ist Redaktor der «Basler Zeitung»; boris.gygax@baz.ch
Der Fotograf JANOSCH ABEL lebt in Bern. www.janoschabel.com

